

Die Partei als unsichtbarer Gott

Überlegungen zu hundert Jahren Kommunistischer Partei Chinas

Von **Gerd Koenen**

Das Jahr 2021 werde, wie die Pekingener „Volkszeitung“, das Zentralorgan der KP Chinas, voller Vorfreude schrieb, einen historischen Moment markieren, auf den man sonst tausend Jahre warten müsse, ja, den es in 5000 Jahren chinesischer Geschichte vielleicht so noch nicht gegeben habe. Denn China, so hat es der inzwischen auf unbegrenzte Zeit amtierende Vorsitzende Xi Jinping auf dem 19. Parteitag im Oktober 2017 verkündet, werde eine „Neue Ära“ eröffnen, in der die Partei das Land zu neuen, ungeahnten Höhen führen werde, getreu ihrer „Mission des Großen Wiederauflebens der chinesischen Nation“.

Diese Mission folgt einem „Zweimal-Hundertjahre-Plan“, den die Partei bereits in der Ära Deng Xiaopings formuliert und im Programm verankert hat. Am 23. Juli, zur Feier des hundertsten Gründungstages der KP, wird China das Stadium eines „Bescheidenen Wohlstands“ („xiaokang“, in den Termini der klassischen chinesischen Literatur) erreicht haben, in dem für den Staat und seine Bürger ausreichend gesorgt ist. Damit kann das Land mit Volldampf der zweiten Planetappe zustreben, die 2049, zum hundertsten Gründungsjahr der Volksrepublik, China den Status eines hoch entwickelten sozialistischen Landes verschaffen wird, welches „reich, stark, demokratisch, zivilisiert, harmonisch und schön“ ist und dem uralten Ideal einer „datong“, einer Großen Gemeinschaft, nahekommen wird, die man auch mit „Kommunismus“ übersetzen kann. Und dessen Verwirklichung ist unverändert das ja „höchste Ideal und endgültige Ziel der Partei“, wie es im ersten Absatz des Statuts heißt.

Was „Kommunismus“ (ein europäischer Neologismus des 19. Jahrhunderts, von dem vor der KP-Gründung 1921 noch kaum jemand gehört hatte) genau bedeutet, braucht heute so wenig wie damals definiert zu werden, sondern wird in vollendeter Selbstreferentialität von der Partei selbst verkörpert.

Am Schluss seines mehrstündigen Rechenschaftsberichts auf dem 19. Parteitag im Oktober 2017 – zum hundertsten Jahrestag der Oktoberrevolution in Russland – hat Xi den „Chinesischen Traum“, den er bei seinem Machtantritt im Jahr 2012 als Antithese des individualistischen, kapitalistischen „American Dream“ zu seiner persönlichen Regierungsdevise erhoben hat, noch einmal hymnisch beschworen: „Wenn das Dao waltet, herrscht der Gemeininn über alles unter dem Himmel. Wir [...] nehmen den im mehr als 5000jährigen

Kampf des chinesischen Volkes angereicherten kulturellen Nährstoff auf, verfügen über die gewaltigen gebündelten Kräfte von mehr als 1,3 Milliarden Chinesen – und so beschreiten wir den Weg des Sozialismus chinesischer Prägung und verfügen über einen unvergleichlich breiten Horizont der Zeit, ein unvergleichlich tiefgründiges Kulturerbe und eine unvergleichlich starke Entschlossenheit zum Fortschritt.“¹

Das Subjekt, das „Wir“ in dieser Ansprache, ist wieder die Kommunistische Partei, die sich damit die „unvergleichliche“, vieltausendjährige Geschichte, Gegenwart und Zukunft ihres Landes, ihrer Kultur und ihres Volkes direkt auf den eigenen Leib geschrieben hat und sie buchstäblich verkörpert. Damit hat sie einen Ewigkeitsanspruch angemeldet, der eher der rituellen Ansprache des chinesischen Kaisers als „Herrn der zehntausend Jahre“ ähnelt als der Perspektive einer „Diktatur des Proletariats“, die zumindest theoretisch ein Verfallsdatum hatte: eben den Übergang zum Kommunismus. Mehr noch: Das „Dao“, der „Große Weg“ des Heils, das kosmische Urprinzip, das im traditionellen chinesischen Denken die Einheit aller Widersprüche verkörpert und so in neuer uralter Weise „Gemeinsinn“ stiftet, wird demnächst über „alles unter dem Himmel“ herrschen. „Alles unter dem Himmel“ („tiangxia“) meint im profaneren politischen Sprachgebrauch: „die ganze Welt“, in welcher China, einer jüngsten Weisung Xis folgend, jetzt „ins Zentrum“ rücken und in naher Zukunft die „Nummer Eins“ werden soll.

Dabei nehmen die historiosophischen Weltkonstruktionen, die den „Xi Jinping-Ideen“ als der Summa eines von Marx bis Mao und Deng reichenden Weltwissens zugrunde liegen und von allen Parteimitgliedern mittels einer „roten App“ (oder „Xi-App“) täglich zu studieren sind, einen immer abenteuerlicheren Charakter an. So setzt die inzwischen rituell herbeizitierte „5000-jährige Geschichte Chinas“ voraus, dass man glaubt (oder wenigstens so tut, als glaube man), was die Lautsprecher in dem 2009 auf freiem Feld errichteten und ziemlich sterilen Tempelareal in Huangling an der angeblichen Grabstätte des historisch nirgends nachgewiesenen, aber als gottgleicher Schöpfer des chinesischen Volkes verehrten Urkaisers feierlich verkünden: „Wir sind alle Kinder des Gelben Kaisers“. Im Katalog der „Nationalen Heiligtümer“ ist dieses Touristenziel sogar als „Das erste Grab unter dem Himmel“ ausgewiesen und der Haupttempel wird „Die Große Halle des ersten Vorfahren des Menschen und der Zivilisation“ genannt. Somit wäre das vom Gelben Kaiser begründete „Reich der Mitte“ und der von ihm gezeugte Menschenschlag gleich noch zum Ursprung der menschlichen Zivilisation überhaupt erhoben.

Es ist also kein Geheimnis, was der Schriftsteller Zhang Xianliang, dessen kunstvoll verschlüsselte Aufzeichnungen aus 22 Jahren in chinesischen Straflagern („Grass Soup“) zu den eindrucklichsten Zeugnissen der Mao-Ära zählen, gemeint hat, als er vor Jahren sagte: dass „die Geschichte im Grunde die eigentliche Religion des chinesischen Volkes“ sei, da sie ihm ein verbindendes Gefühl der „Superstabilität“ vermittele – und je weniger im wirkli-

1 Xi Jinping, Bericht auf dem XIX. Parteitag der Kommunistischen Partei Chinas, 18.10.2017, S. 76.

chen Leben der Menschen und der realen Geschichte Chinas davon die Rede sein kann, umso mehr. Eben von dieser quasi-religiösen, mentalen Ressource sucht die Kommunistische Partei mangels einer anderen, etwa demokratischen oder sozial-emanzipatorischen Legitimation zu zehren, um ihren unbeschränkten Machtanspruch letztinstanzlich zu begründen.

Eine organisierte Geschichtsvernichtung – gegen das Allgemeinwissen

Dabei hatte der Historiker Gu Jiegang als Begründer einer „Schule der kritischen Altertumskunde“ schon in den 1920/30er Jahren, als die modernen Sozial- und Geschichtswissenschaften in China eine kurze Blüte erlebten, damit Furore gemacht, dass er das Gros der schriftlichen Überlieferungen als mythische Erzählungen dechiffrierte, die, „je später das Zeitalter, desto weiter in die Geschichte zurückgriffen“. Wenn man sich den profanen historischen Tatsachen zuwende, schrieb er spöttisch, blieben von 5000 Jahren „nur etwas mehr als 2000 Jahre: das ist ein beträchtlicher ‚Rabatt‘.“² Als geistige Kulturen und umrissene Staatswesen, die über sich selbst hinaus und bis in die Gegenwart gewirkt haben, sind China auf dem östlichen und Griechenland bzw. Rom auf dem westlichen Pol in genau demselben Zeithorizont entstanden.

Eben diese Art einer nüchternen, quellen- und ideologiekritischen, entmystifizierenden Geschichtsforschung, erlebte im Reformjahrzehnt nach 1978 in China noch einmal eine Renaissance und ein leidenschaftliches, vertieftes Nachdenken über den Weg Chinas in der modernen Welt ausgelöst. Aber im Vorfeld der Demonstrationen und Streiks, die ihrem Umfang nach die singenden, friedlichen Revolutionen dieser Jahre in Osteuropa übertroffen haben dürften, ist sie bereits zielstrebig wieder zurückgedämmt worden. So schärfte der Vorsitzende des Geschichtsinstituts der Partei schon auf dem Historikerkongress in Peking im Juli 1978 seinen – vielfach unwilligen – Kollegen ein, dass ihr Arbeitsauftrag die Produktion einer „kollektiven Erinnerung“ sei. Seit dem Massaker auf dem Tienanmen im Juni 1989, das mittlerweile als ein Unereignis schlechthin aus dieser „kollektiven Erinnerung“ getilgt ist, wird jedes selbständige historische Nachforschen als „historischer Nihilismus“ gebrandmarkt und sanktioniert. Damit wird die ganze dramatische, reiche wie komplexe Geschichte Chinas einer gewaltsamen Musealisierung und Homogenisierung unterworfen, die sich mit ihrer Digitalisierung freilich sehr gut verträgt.

Man müsste sogar weitergehen: Letztlich handelt es sich um eine organisierte Geschichtsvernichtung, nämlich um die sorgfältige Löschung oder immer neue Überschreibung eines längst verfügbaren, unzweifelhaften und mindestens den Älteren noch geläufigen Allgemeinwissens. Und das betrifft nicht nur die Haupttabu-Zonen wie die Unruhen und das Massaker von 1989 oder die Hungerkatastrophe der Jahre nach dem „Großen Sprung“ von 1959 bis 1961. Sondern es betrifft die Geschichte der Volksrepublik im Ganzen,

2 Hier zit. nach Kai Vogelsang, *Geschichte Chinas*, Stuttgart 2021, S. 509.

und in erster Linie die Geschichte der herrschenden Partei. Sie selbst ist das schwarze Loch im zeitlosen, ahistorischen Geschichtsuniversum Chinas, das alles Übrige einsaugt und verschlingt, oder richtiger vielleicht: der Vorhang im Tempel, den niemand lüften darf.

Der chinesische Kommunismus als das ganz und gar Unwahrscheinliche

Schon mit Blick auf die Machteroberung der Bolschewiki in Russland 1917 und die ganze historische Karriere der UdSSR als einer Macht- und Sozialformation neuen Typs hatte sich mir das Attribut des „Unwahrscheinlichen“ aufgedrängt: Wie es überhaupt möglich war, dass eine weder von einer demokratischen Majorität noch von einer deutlich umrissenen proletarischen Basis getragene, geschweige „von der Geschichte“ beauftragte, zahlenmäßig beschränkte Partei in einem vielleicht nur winzigen historischen „window of opportunity“ die Alleinherrschaft hatte an sich reißen können. Mehr noch: Wie sie es geschafft hatte, eine millionenstarke „Rote Arbeiter- und Bauernarmee“ auf die Beine zu stellen, die es ihr ermöglichte, in einem allseitigen, verheerenden Bürgerkrieg zu siegen und auf dem Boden des zerfallenen Russländischen Vielvölkerreichs einen neuen, multinationalen Super-Staat zu errichten. Und wie es dieser verschworenen, durch Kooptation aus der jugendlichen Rohmasse des Volkes sich zielstrebig erweiternden Machtkohorte gelingen konnte, durch eine schier unendliche Folge krasser Irrtümer, blanker Inkompetenzen, terroristischer Selbstzerfleischungen und selbstverschuldeter Sozialkatastrophen hindurch nicht nur ihre Alleinherrschaft zu behaupten, sondern sie immer weiter zu totalisieren – und parallel dazu eine „Kommunistische Internationale“ zu begründen, und nach dem Sieg im Zweiten Weltkrieg sogar ein „sozialistisches Weltlager“ um sich zu scharen, mit dessen Hilfe sie sich auf einer stets brüchigen und im Grunde schwachen Basis zum Antipoden der Supermacht des Westens, der USA, aufschwingen konnte – bevor sie selbst und ihr Lager nach 1989, mitten im Frieden und ohne wesentliche äußere Einwirkung, implodierte.

Noch „unwahrscheinlicher“ wirkt im Vergleich dazu die historische Karriere der KP Chinas. Ihre Gründung erfolgte 1920/21 auf Initiative Moskaus, dessen Emissäre zwei, drei Dutzend vom Vorbild des bolschewistischen Russland bewegte Chinesen, mehrheitlich Intellektuelle, zusammentrommelten, um in China wie anderswo in der Welt auch den Keim einer „bolschewistischen Weltpartei“ einzupflanzen. Dabei hatten sozialistische Ideen und Theorien im großen Ideenlaboratorium weitgehend gefehlt, das chinesische Intellektuelle und Revolutionäre nach 1900 – vor allem via Japan – aus westlichen Sozialtheorien geschöpft hatten, die vom (Sozial-)Darwinismus über den Nationalismus, Liberalismus, Anarchismus bis zum Feminismus reichten, aber eben nur in winzigen Splittern bis zum Marxismus. Mao als studierter Sohn eines wohlhabenden Bauern (in sowjetischen Kategorien: eines „Kulaken“) kannte, als er 1921 an der Gründung der KP teilnahm, nach eigenem Bekenntnis nur zwei, drei, ins Chinesische übersetzte Schriften, darun-

ter Auszüge aus dem „Kommunistischen Manifest“ von 1848. Freilich, was im heutigen Standarddiskurs der KP als ein „Zeitalter der Demütigung“ durch die westlichen Kolonialmächte seit den Opiumkriegen beschrieben wird, las sich im Marxschen „Manifest“ deutlich anders, affirmativer, so wenn es hieß: Die Bourgeoisie habe „mit Kanonen und Kattunballen“ die „barbarischen und halbbarbarischen Länder des Ostens“ in den Weltverkehr gerissen.³ Als Kritik war das kaum zu verstehen.

Wenig Marx, viel Lenin und Stalin: Die Sinisierung des Marxismus

Aber in China ging es nur sekundär um Theorien und Doktrinen, und höchstens in dritter Linie um Fragen einer Sozialreform zugunsten der armen und arbeitenden Massen; sondern in allerster Linie um das, was Mao im Moment der Machteroberung im Oktober 1949 von der Tribüne des Tienanmen verkündete: dass China sich „endlich wieder erhoben“ habe. Erst in seinem Rückzugsquartier in Jenan nach 1935 hat Mao, nun schon als Führer der Partei, sich endlich mit dem Marxismus beschäftigt, allerdings in rein leninistischer und stalinistischer Version, kaum im Original. Assiiert von seinem Ghostwriter Chen Boda arbeitete er an einer „Sinisierung des Marxismus“, der wie berufene Exegeten vielfach nachgewiesen haben, die Übertragung zentraler geschichtstheoretischer Begriffe wie „Dialektik“ oder „Materialismus“ in die Kategorien eines traditionellen chinesischen Denkens mit seinem prinzipiell endlosen Widerspiel kosmischer Polaritäten bedeutete.⁴ So sehr Mao im Geiste der antikonzfuzianischen Affekte der chinesischen Reformer als Ikonoklast auftrat und sich lange vor der Kulturrevolution als solcher schon praktisch betätigt hat (etwa in der Niederreißung der alten, strukturierenden Stadtkerne fast aller Städte Chinas und der Schaffung leere Aufmarschplätze wie eben des Tienanmen in Peking), so sehr lebte er in der Welt der Lektüren seiner Schüler- und Studentenjahre. So hat man schnöde eruiert, dass in seinen „Ausgewählten Werken“ über 30 Prozent aller Zitate den chinesischen Klassikern entstammen und mehr als 40 Prozent Lenin und Stalin entnommen sind – aber nur 4 Prozent Marx.⁵

Über alle orientierenden Lerneffekte hinaus diente diese „Sinisierung“ des Marxismus-Leninismus einem doppelten machtpolitischen Zweck: Erstens, ein eigenes, mit Hilfe seines Ghostwriters Tschien Boda ausgearbeitetes System von kanonischen „Mao-Tsetung-Ideen“ zu kreieren, mit dem er sich der universalen Führer- und Lehrerstatue eines Josef Stalin zur Seite stellen konnte. Zweitens aber ging es darum, die semantischen Folterwerkzeuge einer von paranoiden Unterwanderungsphantasien getriebenen terroristischen Parteisäuberung und „Gedankenreform“ bereitzustellen, die er in der „Ausrichtungskampagne“ von 1941/42 erstmals experimentell ausprobierte.

3 Karl Marx, Manifest der Kommunistischen Partei, in: MEW 4, S. 465 f.

4 Jana Rošker u.a. (Hg.), From Hegel to Mao and Beyond: The Long March of Sinicizing Marxism, Lubljana 2019.

5 Thomas Heberer, Chinesischer Sozialismus = Sozialistischer Konfuzianismus?, in: Ulrich Menzel (Hg.), Nachdenken über China, Frankfurt a.M. 1991, S. 134.

Vor allem durch die Einbindung großer Massen – nach dem Motto „Bestrafe einen, erziehe viele“ – kann sie als das spezifische Werkzeug totalitärer Herrschaftspraktiken maoistischer Prägung gelten, die in allen großen Säuberkampagnen vor und nach der Machteroberung zur Anwendung kamen und in den kontrolliert-anarchischen Massenexzessen der 1965 entfesselten „Kulturrevolution“ kulminierten. Aber auch in heutigen Parteidokumenten wird – vor allem mit Blick auf die buddhistischen Tibeter und muslimischen Uiguren – in aller Unbefangenheit wieder die Aufgabe gestellt, „die Gehirne zu waschen und die Herzen zu reinigen“.

Dabei war diese kommunistische „Erfolgsgeschichte“ lange Zeit gar nicht absehbar. Die auf ihrem „Langen Marsch“ 1935 nach Jenan geflohenen Reste von Maos Parteiarmee standen in ihrem kaum zu schlichtenden Bürgerkrieg mit der Nationalregierung der Kuomintang bereits kurz vor der Vernichtung – bis zur Invasion Japans 1937 und dessen erneutem Vormarsch ab 1940. Erst die schweren Verluste der Nationalarmee im Krieg mit den Invasoren, der Zusammenbruch der Wirtschaft, die Inflation und der innere Kollaps der Kuomintang brachten die Kommunisten nach 1945 zunehmend auf die Siegerstraße, die sie in einer Kette schwerer Feldschlachten schließlich nach Peking und an die Macht führte. Dem idealtypischen Bild eines „Volkskriegs“ oder einer „Agrarrevolution“, oder überhaupt einer großen Revolution in der Nachfolge Russlands 1917 oder Frankreichs 1989, entsprach das nur sehr bedingt; eher schon dem aus der älteren chinesischen Geschichte geläufigen Muster der Machtübernahme eines auf einen Geheimbund und ad-hoc rekrutierte Massenheere gestützten Kriegsherren, der sich (wie der Begründer der Ming-Dynastie) zum Herrscher ausruft.

Erst danach geschah das Entscheidende, das in einer noch konzentrierteren und radikaleren Weise der Matrix der leninistisch-stalinistischen Revolutionen von oben folgte: die mehr oder weniger systematische Zerschlagung aller noch vorhandenen sozialen Strukturen und Formationen, soweit es in der durch eine hundertjährige Sequenz innerer Bürgerkriege und äußerer Okkupationen bereits zerrütteten, im Lebensnerv getroffenen, in einer sozialökonomischen und demographischen Abwärtsspirale taumelnden Gesellschaft Chinas in den 1950er Jahren solche festen Strukturen überhaupt noch gab. Und gerade inmitten dieses gewaltigen Destruktionswerks und als sein entscheidendes Gegenstück vollzog sich der Aufbau einer eigenen, neuen Sozialformation und Machtapparatur, deren Kern die Kommunistische Partei war und bis heute ist.

»Die Partei ist wie Gott, der überall ist«

Die KP hat heute 93 Millionen Mitglieder und erstreckt sich in alle, selbst kapillare Verästelungen der Lebenswelten, von den Verwaltungen über die Betriebe und Bildungsinstitutionen bis in die bewaffneten Organe und in die Wohnquartiere. Nimmt man Familienangehörige und die Rekruten der Massenorganisationen, Nachbarschaftskomitees usw. hinzu, wird man ver-

mutlich auf einen Sozialverband von 200 Millionen oder mehr Menschen kommen, eine „Gesellschaft in der Gesellschaft“ also. Diese wird ihrerseits allerdings von einer „Partei in der Partei“ dirigiert und instruiert, deren konzentrische, innere Kreise wiederum in einem Machtzentrum zusammenlaufen, das (so jedenfalls die Auskunft von Richard McGregor in seinem Bericht über „Die Partei“ von 2010) im Kern noch immer mittels der „Roten Maschine“ organisiert ist – vorzustellen als rote Telefone mit vier Nummern, die sich ausschließlich untereinander verbinden. Sie standen in den Büros von ungefähr 300 Personen, die die Abteilungen des Zentralkomitees sowie die Ministerien, Provinzverwaltungen, Sicherheitsapparate, das Militär, die Medien und die großen Staatsunternehmen leiten, als eine interne, geschützte Kommunikationsstruktur, die in der digitalen Ära Xi technisch erheblich aufgerüstet worden, aber im Kern unverändert sein dürfte. Nichts hat sich jedenfalls an der Grundtatsache geändert: dass diese Partei laut Verfassung über der Verfassung, also über dem Staat und außerhalb des Rechts steht, mittels dessen sie die gesamte übrige Gesellschaft reguliert und dirigiert, notfalls, indem sie „die Gewehre kommandiert“. Man kann an diese Partei appellieren, aber gegen ihre Direktiven und Entscheidungen kann man nicht klagen. „Die Partei ist wie Gott, der überall ist. Man kann ihn nur nicht sehen“, zitierte McGregor einen Universitätsprofessor, der das ganz sachlich feststellte.⁶

Im Aufstiegsschwindel imperialer Hybris

Und doch wäre das Bild einer von oben nach unten geleiteten Gesellschaft völlig falsch, oder jedenfalls unvollständig. Kai Vogelsang hat in seiner instruktiven „Geschichte Chinas“⁷ generell das Hauptaugenmerk auf die äußerst heterogenen und heteronomen Gesellschaften und Kulturen gerichtet, auf denen dieses Chinesische Reich, oder vielmehr: die wechselnden Reiche und Dynastien mit ihren wechselnden Hauptstädten und Zentren zu allen Zeiten gegründet waren – sofern es eine Zentralmacht überhaupt gab. Nur über das sehr alte, mehrfach vereinfachte und doch komplizierte Schriftsystem konnte mangels einer gemeinsamen Sprache oder religiösen Tradition ein gesamtstaatlicher und überzeitlicher Zusammenhang gestiftet werden, der jedoch nur die gebildeten bürokratischen Eliten und Machtzentren miteinander verband – während diese in immer neuen Anläufen und weithin vergeblich versuchten, das dynamisch bewegte soziale Ganze dieses Reichskomplexes mit seinen unendlich vielfältigen Clans und Gliederungen, heterogenen Dorf- und Provinzwelten, Völkerschaften und Kultverbänden, Kultur- und Wirtschaftsräumen in einen einheitlichen Rahmen hineinzupressen.

Dieses Grundmodell lässt sich auch und erst recht auf das heutige China übertragen, das viele seiner historischen Schranken fast explosiv durchbrochen hat. Die von Deng nach Maos Tod inaugurierte Reform der 1980er Jahre

6 Richard McGregor: *The Party. The Secret World of China's Communist Rulers*, New York 2010, S. 17.

7 Vogelsang, siehe Anm. 2.

hat nicht nur eine myriadische Wirtschaftsaktivität von Hunderte Millionen individuellen und familiären, kommunalen und genossenschaftlichen oder eben staatlichen Firmen und Einheiten jedes Formats entfesselt. Sondern sie hat, von einem sehr niedrigen Ausgangsniveaus ausgehend, diese sozial-ökonomische Dynamik darüber hinaus mit den global expandierenden Welt- und Kapitalmärkten vor und nach der Jahrtausendwende kurzgeschlossen. Und last not least hat Deng seinen Parteikadern selbst zugerufen, dass es ruhm- und ehrenvoll sei, reich zu werden – und hat damit jene raubtierhaften Instinkte im Innern des eigenen Apparats geweckt, gegen die Maos Kulturrevolution sich im Kern gerichtet hatte. Freilich war es ausdrücklich nicht geplant, die „Kommandohöhen“ des Staates, der Wirtschaft, Kultur und Gesellschaft auch nur einen Moment lang preiszugeben. Im Gegenteil, die Partei selbst sollte lernen, in der globalisierten, ultrakapitalistischen Welt des neuen Jahrtausends zu operieren.

Damit hat die Kommunistische Partei Chinas, wie ich am Ende meines Buchs „Die Farbe Rot. Ursprünge und Geschichte des Kommunismus“ schrieb, „ein hybrides System vollkommen neuen Typs geschaffen, für das uns noch weitgehend die Begriffe fehlen“.⁸ Alle Versuche, es als eine Kombination von „Staatskapitalismus“ mit „leninistischen Machttechnologien“, als einen „Kaderkapitalismus“ oder ein bloßes „autoritäres System“ mit „technokratischen“ oder „meritokratischen“ Zügen zu beschreiben, welches das Ideal des „Kommunismus“ als eine bloße Fassade beibehalte und längst schon den „Marxismus“ mit „Konfuzianismus“ überformt oder ersetzt habe, erfassen kaum die Spezifik und Tragweite dessen, was da gerade passiert.

Und dabei hat die „hybride“ Charakteristik der Volksrepublik China als einer Macht- und Sozialformation neuen Typs in der Ära Xis, und gerade in den letzten Jahren, noch einmal vollkommen neue, noch beunruhigendere Dimensionen angenommen. In einer keineswegs antagonistischen, eher komplementären und jedenfalls höchst dynamischen Art und Weise treffen und verbinden sich die scheinbar gegensätzlichen Argentinien auf einer neuen Stufe: hier die „kapitalistischen“, auf die inneren und globalen Märkte ausgerichteten und sich selbst befeuernden Verwertungs-, Bereicherungs-, Innovations- und Eroberungsinteressen einer Vielzahl privater oder staatlicher, kleiner, mittlerer, großer und mega-großer Akteure; und dort die inhärenten, fast erblich gewordenen Herrschaftsansprüche einer Partei- und Machtelite, die sich unter der Ägide Xis einer noch totaleren Akkumulation sozialer und politischer Verfügungs- und Kommandogewalt im Innern verschrieben hat. Und beides konvergiert in der entschlossenen Projektion sowohl militärisch und diplomatisch wie finanziell, ökonomisch und infrastrukturell gestützter Weltmacht nach außen, begleitet von Versuchen des Exports einer eigenen kulturellen „Software“. Das alles zusammen erzeugt einen Aufstiegschwindel, in dem sich imperiale Hybris mit dem realistischen Gefühl oder auch der panischen Vision verbindet, dass hinter dem präzedenzlosen Aufschwung und Aufstieg der letzten vier Jahrzehnte ein harter Absturz oder

8 Siehe auch Gerd Koenen, Das rote Jahrhundert. Von der Oktoberrevolution zum Weltkommunismus, in: „Blätter“, 10/2017, S. 79-90.

langer Abschwung lauern könnte. Was alles nur in eine umso manischere, wenn nicht panischere Vorwärtsbewegung mündet, der es an Kühnheit, aber auch an Bedenken- und Rücksichtslosigkeit nicht fehlt.

Das »Himmelsnetz« als flächendeckendes Überwachungssystem

Darin kombinieren sich die aus alten kaiserlichen wie aus neueren kommunistischen Traditionen geschöpften Techniken eines großflächigen Geo-Engineering, eines eingreifenden Social-Engineering oder einer an demographischen Kennziffern orientierten Bio- und Reproduktionspolitik mit allerneuesten informations-, gen- oder psycho-technischen Methoden. Zwar ist jederzeit klar, dass alles Ökonomische und Soziale unter dem absoluten Primat des Politischen steht und dass alle privaten Interessen und Ambitionen den nationalen und staatlichen Gesamtzielen unterzuordnen sind. Aber das bedeutet keineswegs immer nur, wie ein liberales Missverständnis es will, Fesselung und Einschränkung von unternehmerischer Initiative, sondern kann im Gegenteil gerade eine rechtliche und moralische Entfesselung und Enthemmung bedeuten. Das gilt zum Beispiel für die mit inländisch und international akquiriertem Privatkapital vollgesogenen Start-ups in den Bereichen der Überwachungs- oder der Gentechnologien, die zugleich im Rahmen des strategischen Entwicklungsprogramms „China 2025“ mit großzügigen staatlichen Garantien ausgestattet werden. Und gleichzeitig können sie sich der auf ähnlichen Wegen entwickelten Potentiale einer „Künstlichen Intelligenz“ frei bedienen und haben wie nirgends sonst in der Welt Zugriff auf die systematisch akquirierten und akkumulierten Daten aus nahezu allen Bereichen der Gesellschaft.

Gigantische Projekte wie das der Gesamterfassung und Kartierung des Genpools der bald 1,4 Milliarden Landesbewohner lassen sich perspektivisch oder in regionalen Modellversuchen wie gerade in Sinkiang dann mit dem vielbesprochenen Projekt eines „Sozialkredit“-Systems kombinieren, das – so der Plan – die Bevölkerung in eine Masse von „Vertrauenswürdigen“ und „Nichtvertrauenswürdigen“ teilen soll und mit einem abgestuften System von Belohnungen und Bestrafungen einem behavioristischen Großexperiment gleicht, wie Foucault es sich in seinem „Überwachen-und-Strafen“-Diskurs schwerlich hatte vorstellen können (trotz seiner Exkursionen in das maoistische China). Das setzt wiederum die Installation eines mit künstlicher Intelligenz betriebenen, flächendeckenden Überwachungssystems voraus, welches unter dem poetischen Namen „Himmelsnetz“ demnächst in der Lage sein soll (oder es schon ist), „jeden der 1,4 Milliarden Bürger innerhalb von einer Sekunde zu identifizieren“ – und ihn auch sofort zu klassifizieren, zum Beispiel nach ethnischen Merkmalen.

Wobei es fast schon gleichgültig ist, ob das alles eigentlich stimmt oder überhaupt möglich ist. Was zählt, ist der psychologische Effekt, die Habitualisierung, die nicht nur verbal in die Watte einer „harmonischen Gesellschaft“ und das Versprechen eines „besseren Regierens“ gepackt ist, sondern auch

für die Einzelnen eine Masse praktischer, tatsächlicher Erleichterungen bringt. Inmitten der permanenten Veränderungen mag das durchaus ordnend und beruhigend wirken, zumal die Ausgestaltung einer behaglichen, spießhaft individualisierten privaten Lebenssphäre außerhalb aller Politik und Öffentlichkeit geradezu erwünscht ist. Das Versprechen, das darin liegt, ist nach allen Konvulsionen und präzedenzlosen Umwälzungen vergangener Zeiten auch nicht gering zu schätzen. Was nämlich macht es jenseits der triumphalen Wachstumsziffern mit den Menschen, wenn sich in ihrer aktiven Lebensspanne der materielle Stoffwechsel der Gesellschaft um das Zwanzig- oder Dreißigfache vermehrt und umgewälzt hat; wenn alle vertrauten Lebensumfelder buchstäblich über Nacht verschwunden sind? Und was bedeutet es für die soziale Textur, wenn durch 25 Jahre einer mit (notfalls kindsmörderischer) Rigorosität durchgesetzten „Ein-Kind-Politik“ die Familien-Strukturen, das Sanktum und Zentrum jeder hergebrachten chinesischen Gesellschaftlichkeit, sich radikal verändern?

Viele, die Zukunft der chinesischen Gesellschaft betreffende Fragen, sind offen. Nur soviel ist sicher: Der Hybrid, den die Kommunistische Partei in siebzig Jahren aus ihren Subjekten zu formen, um nicht zu sagen: herauszuzüchten versucht hat, folgt keinem positiven Begriff von „Hybridität“ im Sinne kultureller Vielfalt oder einer Trans- und Interkulturalität, wie unsere westlich-postkolonialen oder identitätspolitischen Diskurse sie als Leitziel entwerfen. Sondern das Projekt eines „Großen Wiederauflebens der chinesischen Nation“ bedeutet für die ethnischen Minderheiten, die mehr als die Hälfte des Territoriums besiedeln, das sie mit finaler Gewalt nun eingeschmolzen, dekulturniert und „sinisiert“ werden sollen. Aber auch in offiziellen Appellen an einen erneuerten, panchinesischen Patriotismus der weltweiten Diaspora taucht das keineswegs neue, vor hundert Jahren bereits von nationalistischen Ideologen im Geiste des Sozialdarwinismus beschworene Leitziel einer „großen Wiedergeburt der chinesischen Rasse“ auf. So viele Expats aller Nationen sich, jedenfalls bis vor der Pandemie, in China getummelt haben: nie hat die Volksrepublik auch nur einem einzigen Flüchtling oder Migranten aus irgendeiner Weltregion Asyl gewährt, geschweige das Bürgerrecht. Das ist eine Charakteristik, über die niemand auf Vermutungen angewiesen ist – und die vieles besagt.

Alles in allem bleibt zu konstatieren, dass dieses ganze, ungeheure Sozialexperiment, dessen Zeitgenossen wir sind, in fast alle unsere noch so weltläufigen und klugen Kritiken – der kapitalistischen Globalisierung und des Neoliberalismus, des autoritären Populismus wie der schönen neuen Welt von Big Data oder der postmodernen Lebensformen, der post-kolonialen Ungleichgewichte oder eines „strukturellen“ Rassismus – so gut wie keinen Eingang und jedenfalls keinen systematischen Platz gefunden hat. Alle die entschlossenen und wohlbegründeten Kritiken und Selbstkritiken eines Eurozentrismus und einer politischen, wirtschaftlichen oder massenkulturellen Dominanz des Westens sind selbst Ausdruck eines eurozentrisch-westlichen Solipsismus, der sich dem Medusenblick des mächtigen chinesischen Hybriden lieber nicht stellen möchte.